



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Szczepanski, Max von: Von Politik, Kriegsführung und dem deutschen
Offizierskorps : eine Bücherbesprechung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Von Politik, Kriegführung und dem deutschen Offizierkorps

Eine Bücherbesprechung

Von Dr. Mag. v. Szczeponski



lehrt sein, das ist nach Windelmann: zu wissen, was andere gewußt haben. Nicht nur in diesem Sinne ist der General Frhr. v. Freitag-Loringhoven von je einer der gelehrtesten deutschen Offiziere gewesen. Seine zahlreichen Bücher bieten stets eine Fülle von Mitteilungen und Ausführungen besonders auch aus historischen und staatswissenschaftlichen Werken. Niemand wird sie daher ohne reiche Belehrung, ohne wirklichen Nutzen aus der Hand legen, zumal ihr Verfasser mit jeder seiner Veröffentlichungen einen bestimmten Lehrzweck zu verbinden pflegt: ihm liegt vor allem auch an der Verarbeitung des dargebotenen Lesestoffes zum praktischen Gebrauch. So hat er denn bereits im Jahre 1911 unter dem Titel „Krieg und Politik in der Neuzeit“ Studien erscheinen lassen, die damals wohl von jeder Kritik ihrem vollen Wert nach auch da gewürdigt wurden, wo gegen einzelne Auffassungen oder Urteile Bedenken walteten. Ein jetzt vorliegendes Buch desselben Verfassers nennt sich „Politik und Kriegführung“.¹⁾ „Es deckt sich“, wie in der Einführung gesagt wird, „in zahlreichen Stellen mit den Ausführungen in der früheren Studie und bestrebt sich, auf geschichtlicher Grundlage erkennen zu lassen, wie Politik und Kriegführung im Verlauf des Weltkrieges sich gegenseitig durchdrungen haben.“ In dem letzten Teil des Satzes ist das gegen früher wesentlich neue gekennzeichnet: vergleichende Hinweise auf den Weltkrieg, über den ein das alte Buch ergänzender Abschnitt angefügt ist, sind in die frühere, zum Teil verkürzte und textlich hier und da veränderte Darstellung eingeflochten. Dabei läßt sich erkennen, daß die Arbeit offenbar in Angriff genommen wurde, bevor das Ergebnis des Weltkrieges feststand, und vor der Drucklegung ohne rückblickende Durcharbeitung zu Ende geführt worden ist; denn wir lesen beispielsweise auf Seite 79: „Die Lage, in die Napoleon der Erste Preußen versetzt hat, zeigt, was ein unglücklicher Krieg einem Lande unter Umständen kosten kann und was uns im Falle eines Unterliegens im Weltkriege bevorstehen würde.“ Hier tritt noch die Zweckbestimmung des Buches für eine vergangene Zeit zutage, die seinem Werte unseres Erachtens etwas geschadet hat. Nachdem in den Studien vom Jahre 1911 die geschichtliche Grundlage des Problems mit großer Sorgfalt bereits gelegt worden war, konnte und mußte die Öffentlichkeit von dem inzwischen zum Ehrendoktor der Universität Berlin ernannten Militärschriftsteller anstatt wortwörtlicher Wiederholungen ganzer Abschnitte nebst vergleichenden Hinweisen, anstatt also einer Neuauflage, mehr und anderes erwarten, wie ja auch die Titeländerung anzudeuten scheint: nämlich ein vertieftes Anpacken und Ordnen der als Stoff wie als Idee so wertvollen Aufgabe, eine Prüfung und etwaige Berichtigung auch einiger Grundlinien des Buches. Dahin gehört zum Beispiel die auf Seite 39 aus dem früheren Buch übernommene Anschauung, es sei nicht unbedenklich, die vielfache Bedingtheit geschichtlichen Lebens allgemeinen Gesichtspunkten unterzuordnen. „Für den Historiker und Philosophen mag das nützlich sein, und auch der zum Handeln Berufene gewinnt durch

¹⁾ Verlag G. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1919. Preis 10,70 M.

solche Betrachtungsweise Überblick und größere Klarheit. Dennoch wird, wer praktischen Nutzen aus der Wechselwirkung zwischen Politik und Kriegführung, wie solche in der Geschichte sich offenbart, zu gewinnen sucht, seinen Blick mehr auf das einzelne, auf den ursächlichen Zusammenhang der Dinge, auf die beherrschende Rolle, die den Persönlichkeiten zukommt, richten müssen.“ Mir wenigstens scheint in diesen Sätzen ein Widerspruch zu liegen: denn der zum Handeln Berufene ist doch wohl zugleich und in erster Linie der, welcher praktischen Nutzen zu gewinnen suchen wird. Des weiteren dürfte die Feststellung allgemeiner Gesichtspunkte gerade deshalb von Wert sein, weil ja die ursächlichen Zusammenhänge für viele Zeitläufte und ganz gewiß für den Weltkrieg noch gar nicht klarliegen. Eine systematische Untersuchung der Wechselwirkungen zwischen Politik und Kriegführung dagegen würde die Einflüsse lehren, die einerseits die Staatsform oder das politische System, die politische Idee des Staates, das politische Ziel oder die Persönlichkeit des Staatsmannes auf die Kriegführung oder Heeresleitung, andererseits die Theorie oder ein System der Kriegführung, ihre Formen, ihre Mittel, ihre Männer auf den Gang der Politik ausgeübt haben.

Die Aufgabe, von solchen Gesichtspunkten her allgemeine Lehren aus wechselvollem Vergleichen der neuzeitlichen Kriegsgeschichte zu ziehen, bleibt also noch zu lösen. Bedeutet General v. Freytags neues Buch in dieser Hinsicht keinen Fortschritt, so wissen wir doch, daß er während des Krieges als Vertreter der Obersten Heeresleitung im österreichisch-ungarischen Hauptquartier, als Generalquartiermeister, als Chef des stellvertretenden preussischen Generalstabes Verwendung gefunden, Verdienste erworben und ausreichende Einblicke in viele Vorgänge gehabt hat, deren innere Ursachen und Zusammenhänge der Mitwelt noch verborgen sind. Deshalb kann es nur lehrreich und belangreich sein, sich mit einigen seiner Ausführungen in den neuesten Abschnitten des Buches über Politik und Kriegführung eingehender zu beschäftigen.

Für den Beginn des Weltkrieges geht General Frhr. v. Freytag von folgenden Sätzen aus: „Die Ereignisse, die den Ausbruch des Krieges herbeiführten, wirkten überwältigend. Sie gingen über die bisherige deutsche Friedenspolitik hin, vereitelten deren Bemühungen gänzlich und schufen einen Gegensatz zu dieser Politik, wie ihn in so schroffem Wechsel die Geschichte bisher nicht gesehen hatte. Die Politik trat völlig zurück, die Kriegführung beherrschte das Feld allein.“ Dieser letzte Satz ist nicht haltbar; er wird auch zwei Seiten später widerlegt durch die Worte: „Trat seit Beginn des Krieges die Diplomatie zurück, so doch nicht die Politik als solche.“ Es handelt sich dabei natürlich um das Ereignis des Durchmarsches durch Belgien. Diese militärische Forderung entsprang aber ebenso politischen und wirtschaftlichen Gründen, wie namentlich auch der schweizerische Major Bircher in seinem Buch über die Marne Schlacht ausgeführt hat; denn „Deutschland mußte sein rheinisches Industriebecken gegen eine feindliche Invasion sicherstellen und andererseits die Kohlenfenken von Nordfrankreich und Belgien möglichst frühzeitig in seinen Besitz bringen“. Diese Notwendigkeiten sowie der auch aus ihnen sich ergebende Plan der Heeresleitung waren der politischen Leitung natürlich bekannt, und so ist denn vor dem Einmarsch die Politik zu Worte gekommen, indem die Reichsregierung am 2. August 1914 das Verlangen wohlwollender Neutralität stellte und für diesen Fall die drei bekannten Zusagen der Garantie des Besitzstandes, der Räumung des Gebietes nach Friedensschluß sowie der Barzahlung aller Bedürfnisse und etwaigen Schäden anbieten ließ. Erst nach Ablehnung dieser Vorschläge erfolgte der Einmarsch. Selbst nach dem Falle von Lüttich wurde noch einmal die Ver-

sicherung gegeben, daß wir keine Annexion belgischen Gebietes erstrebten, dieses vielmehr räumen würden, sobald es die Kriegslage erlaubte. Ebenso beweisen ja die mit England gehaltenen Verhandlungen, daß es für die Politik nicht nur galt, der Kriegführung gegen Frankreich die Wege zu ebnen, sondern auch ein eigenes Ziel zu verfolgen, nämlich die neutrale Haltung des Inselreiches.

Diese Feststellungen scheinen mir wichtig, weil sonst aus des Frhrn. v. Freytag lapidarem Satze doch leicht wieder ein Vorwurf für das Verhalten der Heeresleitung hergeleitet werden könnte. Es ist dann freilich richtig, wenn es in dem Buche heißt: „Je weniger unsere Politik angesichts der Weltlage sich die Initiative zu wahren vermocht hatte, um so mehr galt es jetzt für die Heeresleitung, sie in der Stunde höchster Gefahr des Vaterlandes an sich zu reißen.“ Aber auch hier hätten wir, zwecks Ausschließens jeder Mißdeutung, zu lesen gewünscht, daß es sich dabei um die Wahrung der strategischen Verhandlung für die Kriegführung und nicht etwa um die Übernahme der politischen Initiative seitens der Heeresleitung gehandelt hat, wenn diese gewiß auch ein ganz anderes Gewicht von Einfluß beanspruchen durfte und mußte, als sie es in den Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts besessen hatte. Dieses Gewicht freilich beruhte ausschließlich auf dem Charakter des Krieges als Daseinstampf für das deutsche Volk, ein Charakter, der aber leider nicht alsobald in genügendem Maße erkannt und in das Volksbewußtsein hinübergeleitet worden ist. Dies geschah erst im Herbst 1916, wo dann, wie vom Frhr. v. Freytag hervorgehoben wird, „denjenigen, die in erster Linie die Verantwortung für die Führung des Krieges trugen, auch ein entsprechender Einfluß auf das innere Staatsleben gewahrt bleiben mußte.“ Praktisch handelte es sich dabei vornehmlich um die Rüstungsindustrie, das Verkehrswesen, die Ernährungswirtschaft, die weitgehende Ausnutzung der Menschenkräfte. Noch dringender wäre aber wohl eben schon damals eine Einwirkung auf den Volksgeist gewesen, die auf Grund der Leistungen und der Lage unserer Heere von der Reichsregierung in die Wege hätte geleitet werden sollen. Hier aber hat die Unterstützung der Kriegführung durch die Politik schon von Anfang an gefehlt, und leider muß man dem General v. Freytag darin zustimmen, daß mangels einer solchen sicheren geistigen Führung zwar die Tagespresse, von wenigen Ausnahmen abgesehen, an ihrem Teil redlich mitgewirkt hat, die Widerstandskraft der Heimat zu stärken, daß dagegen die endlosen Erörterungen unserer Gelehrten und Parteipolitiker über die Kriegsziele mehr verheerend als segensreich gewirkt haben. „Viel zu sehr sind Prinzipien hervorgekehrt, sind auswärtige Politik und zu erreichende Kriegsziele vom inneren Parteistandpunkt beurteilt worden.“ General Freiherr v. Freytag verschweigt allerdings, daß gerade hierin deshalb die politische Leitung gefehlt hat, weil sie selbst sich in inneren Fragen nicht auf klarer und gerader Linie zu bewegen wußte. Die Beseitigung des leitenden Staatsmannes auf die Forderung der Obersten Heeresleitung hin — ein Gegenstück zur Beseitigung des leitenden Feldherrn auf den Antrag der politischen Leitung im August 1916 — hat freilich eine entscheidende Änderung darin nicht mehr hervorzubringen vermocht. Es würde zu weit und aus dem Rahmen einer Besprechung hinausführen, wollte ich diese Gedankenreihe bis zu ihrem letzten Ende weiter verfolgen. Ich möchte vielmehr noch auf andere Wechselwirkungen zwischen Politik und Kriegführung eingehen, die vom General v. Freytag in diesem seinem Buche hervorgehoben werden.

In Kennzeichnung der Kriegführung Ludwigs des vierzehnten bereits wird nämlich Ranke's Feststellung erwähnt, daß der Sonnenkönig „einsichtsvollen Zeitgenossen im Lichte eines Befehlshabers einer Festung erschienen ist, der, um

diese zu behaupten und furchtbar zu machen, seine Angriffe nach allen Seiten über die Grenze derselben ausdehnt.“ Nicht anders war die Lage der verbündeten Mächte Deutschland und Österreich-Ungarn im Weltkriege; auch sie waren gezwungen, zu ihrer Behauptung militärisch und politisch über ihre Grenzen hinaus vorzugehen. Durch die im Herbst 1914 erworbene Bundesgenossenschaft der Türkei war die deutsche Politik mehr und mehr geopolitisch zu denken genötigt, die Kriegführung vor neue erweiterte Aufgaben gestellt. Das Ziel beider gipfelte natürlich in Gewinnung der Landverbindung mit Konstantinopel. Die Politik ging voran, indem es ihr nach unseren Erfolgen gegen Rußland im Sommer 1916 gelang, Bulgarien dem Bündnis der Mittelmächte zuzuführen. Sie ermöglichte damit der Kriegführung die Niederwerfung Serbiens und Montenegros, zu deren Rettung die bei Saloniki auf griechischem Boden gelandeten starken französischen und englischen Streitkräfte zu spät erschienen; aber sie hemmte auch die Kriegführung durch den, dynastischen Rücksichten entsprungenen, Verzicht einer energischen Einwirkung auf das neutrale Griechenland. Zwar meint Freiherr v. Freytag: „Es hätte unverhältnismäßige Opfer gekostet, wenn die Verbündeten die große befestigte Landungsstelle der Ententearmee um Saloniki hätten angreifen wollen, auch setzte das wenig angebaute verkehrsarme Land ihrem weiteren Vorgehen große Schwierigkeiten entgegen.“ Aber er gibt doch auch umgekehrt zu, daß die um Saloniki versammelten Ententetruppen immerhin die bulgarische Armee, deutsche und österreichisch-ungarische Streitkräfte fesselten und daß der Einfluß der Entente auf dem Balkan gewahrt blieb — beides doch sehr unliebsame Zustände. Man wird also meines Erachtens das Abbrechen der Operationen an dieser Stelle, vor einem Gegner, der nur auf das Meer, also doch recht schwach basiert war, für fehlerhaft halten müssen, zumal ja auch die Haltung des in der Flanke gelagerten Rumänien dauernd eine zweideutige war. Anscheinend sind in diesem Falle eine von unkriegerischen Nebenrücksichten beeinflusste Politik und eine in ihren Zielen sprunghafte Kriegführung sich entgegengesetzt; denn statt der entschlossenen Säuberung der Balkanhalbinsel folgte das Unternehmen gegen Verdun, über dessen politische Gründe freilich Freiherr v. Freytag sich nicht äußert. Dennoch ist anzunehmen, daß auch solche dabei mitgesprochen haben, da es in militärischen Rücksichten nicht genügend begründet erscheint, zumal ja feststeht, daß die Forderung der Übergabe von Verdun im politischen Programm der Reichsregierung für den freilich wohl ausgeschlossenen Fall einer Neutralität Frankreichs vorgesehen war.

Auf die Kriegführung hemmend hat die Politik ferner eingewirkt, hinsichtlich der Anwendung des neuen Kriegsmittels der Unterseeboote, als ebenfalls im Jahr 1916 nach dem Untergang des Dampfers *Suffey* das vorläufige Zugeständnis gemacht wurde, den Unterseekrieg fortan nach den Regeln des Kreuzerkrieges zu führen. „Das Hinhalten offener Feindschaft Amerikas mit seinen vorauszu sehenden Folgen, die sich später, als diese Feindschaft eintrat, zum großen Teil verwirklicht haben, führte diesen Entschluß herbei, obwohl niemand im unklaren sein konnte, daß die Wirksamkeit eines wesentlichen Teiles unserer Kriegführung zur See dadurch stark vermindert wurde.“ Man wird sagen dürfen: unserer Kriegführung überhaupt; denn an anderer Stelle des Buches wird ja ausgeführt, daß durch jene Waffe von bisher ungewohnter Reichweite die Marine in den Stand gesetzt war, die Tätigkeit des Landheeres wesentlich zu unterstützen. Erklärlich wird die damalige Einschränkung der Kriegsenergie nur durch den bei Freiherr v. Freytag nicht erwähnten Umstand, daß die Entwicklung der Unterseewaffe vielleicht eben doch noch nicht auf der-

jenigen Höhe war, die es gestattete, den sich längst anbahnenden Kampf mit den Vereinigten Staaten unerschrocken auf sich zu nehmen: unter anderen Verhältnissen wäre jenes Zurückweichen als unverzeihlicher Fehler anzuprechen. Denn „nicht etwa die unvermeidliche, durch den uneingeschränkten Unterseebootkrieg gesteigerte Gewaltsamkeit der deutschen Kriegspolitik ist es gewesen, die zum Bruch mit Amerika führte, sondern die sichere Aussicht, daß England mitsamt seinen Verbündeten alsbald im Kampfe unterliegen würde, an dem das amerikanische Großkapital in hohem Maße interessiert war“, meint unser Verfasser. In einem Aufsatz¹⁾, der auch die theoretischen Grundprobleme dieser Fragen berührt und auf den ich hier deshalb verweisen darf, habe ich mich über diesen und andere Zusammenhänge bereits ausgesprochen. Hier sei nur noch erwähnt, daß also die volle Anwendung des Kriegsmittels in ähnlicher Weise den Krieg mit den Vereinigten Staaten nach sich zog wie einst das zum politischen System gewordene wirtschaftliche Kriegsmittel der gegen England gerichteten Kontinental Sperre den Krieg Napoleons des Ersten mit Rußland.

Da General Freiherr v. Freytag sich in seinen Studien vorzugsweise auf die deutschen Verhältnisse beschränkt, so sind die aus den Bündnisbeziehungen sich ergebenden, doch sehr erheblichen Wechselwirkungen zwischen Politik und Kriegsführung nur lose berührt, obwohl gerade sie besonders seit dem Friedensangebot und dem Thronwechsel in Wien vom Winter 1916 eine große Rolle gespielt haben dürften. Belangreich wäre auch ein Herausarbeiten der unterschiedlichen Stellung gewesen, welche die kriegführenden Feldherrn, die Männer wie Generaloberst v. Moltke, General v. Falkenhayn, sowie das Doppelgestirn Hindenburg-Ludendorff zur politischen Leitung zu nehmen etwa genötigt waren. Auch dieser Versuch müßte freilich unvollständig bleiben, so lange man aus bei alten Offizieren begreiflichen Gründen sich scheut, die persönliche Haltung Kaiser Wilhelms des Zweiten zum Gegenstand einer Studie über den Weltkrieg zu machen. Dann aber sollte man diese nicht den Anspruch, auf geschichtlicher Grundlage zu stehen, durchweg voranstellen und schon in der Einführung darauf hinweisen, daß es sich, soweit der Weltkrieg in Frage kommt, nur um einzelne und meist unvollständige Beispiele handelt.

Aus einem anderen Buche desselben Verfassers, welches er mit der Frage: „Was danken wir unserem Offizierkorps?“ betitelt hat,²⁾ klingt es noch einmal wie das Rauschen der Fahnen von Hohenfriedberg und Leuthen, von Leipzig und Waterloo, von Königgrätz und Sedan, von Lüttich und Tannenberg — aber es klingt auch von ernster pflichttreuer Arbeit und gewissenhaftem Streben. Das Buch ist mit dem Herzen geschrieben und erfüllt durchaus seinen Zweck, dem sinnlosen Schmähern auf die deutschen Offiziere, die doch — von Ausnahmen, wie sie in jedem Beruf vorkommen, abgesehen — ihre Pflicht in höchstem Maße getan haben, eine sachlich getreue Darstellung ihrer Verdienste, wenigstens auf dem militärisch-kriegerischen Gebiet, entgegenzuhalten. Eben darum hätte man dem Buch nicht auch noch den irreführenden Untertitel: „Zwei Jahrhunderte seiner Geschichte“ geben sollen, für die es höchstens einen knappen Beitrag bildet: auf 93 Druckseiten läßt sich diese Geschichte nicht geben. Denn die Geschichte des preussischen und deutschen Offizierkorps hat einen tieferen Inhalt als Friedensdienst und selbst Kriegstaten erkennen lassen; zu ihr gehören Gebiete, die in der kleinen Schrift des Generals Freiherrn v. Freytag kaum gestreift werden konnten: die erzieherischen, gesellschaftlichen, kulturellen

¹⁾ Deutsche Revue 1919 (Juli- und Augustheft).

²⁾ Verlag E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1919. Preis 4.— M.

Inhalte dieses Standes sowie dessen Beziehungen zu anderen Volkskreisen, zum Auslande und die Rückwirkungen auf dieses wie auf das Volksganze; es gehört dahin das Herausstellen der Typen und die Schilderung der bedeutendsten Persönlichkeiten nach ihren Einflüssen im Staats- und Volksleben. Vielleicht ist nach dem immer noch zu frühen Hinscheiden des greisen Generals der Infanterie v. Blume, des im letzten Jahrzehnt bedeutendsten Militärschriftstellers, niemand befähigter zur Lösung solcher Aufgabe als General Freiherr v. Freitag, und deshalb soll an dieser Stelle die Hoffnung ausgesprochen werden, daß der ebenso gelehrte wie verdiente Offizier auch dieser Arbeit sich widmen möge.

Juli 1919.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rudolf Herzog zum fünfzigsten Geburtstage. Meine ersten Beziehungen zu Rudolf Herzog waren dienstlicher Art. Es war im Frühjahr 1912, als Kaiser Wilhelm dem damaligen Kultusminister eine von Fletcher und Kipling bearbeitete *School History of England* zusandte mit dem Auftrage, ein in ähnlicher Art verfaßtes Schulbuch auch für den deutschen Geschichtsunterricht an unseren höheren Lehranstalten bearbeiten zu lassen. Die *School History*, mit bunten Bildern reich geschmückt und von schwerfälligen Gedichten aus der Feder Kiplings geziert, gab einen kurzen, reichlich chaubinistisch gehaltenen, wissenschaftlich auf einem ziemlich niederen Niveau stehenden Abriss der englischen Geschichte. Bei dem hohen Standpunkte unseres deutschen Geschichtsunterrichts war die Benützung eines nur auf den äußeren Effekt berechneten Buches, der Art wie Fletchers *History*, ganz ausgeschlossen. Der damalige Kultusminister machte daraus dem deutschen Kaiser gegenüber kein Hehl, schlug aber seinerseits die Herausgabe einer volkstümlichen preußischen Geschichte vor, die durch frische, wissenschaftlich einwandfreie Darstellung, reiche künstlerische Ausstattung in Bild und Buchschmuck, sowie durch dichterisch wertvolle Beigaben in vaterländischem Sinne fördernd auf die Jugend und auf weiteste Volkskreise einwirken könnte. Der Kaiser stimmte zu. Der Verleger war bald gefunden. Schwieriger war die Wahl des

Verfassers. Einen Historiker mit klangvollem Namen zu wählen, erwies sich aus mancherlei Gründen als untunlich; dem deutschen Gelehrten fließt die Tinte allzu schwer aus der Feder. Ein Zusammenwirken eines Historikers mit einem Dichter, nach Analogie des englischen Vorbildes, scheiterte beim ersten Versuche. Da kam dem Verleger und auch mir immer deutlicher der Name des Mannes ins Bewußtsein, der schon in seinen „Burgkindern“ den Beweis erbracht hatte, daß er große geschichtliche Ereignisse in packenden Bildern zu schildern und mit scharf geprägtem Wort den Geist der Zeiten in Prosa und Vers zu formen verstand, der Name eines Dichters, dessen in jedem Hause wohlbekannten Schriften die untrügliche Gewähr boten, daß er, voll glühender, Lodernder Vaterlandsliebe doch jeden Chaubinismus und Byzantinismus als ihm wesensfremd mit aller Entschiedenheit ablehnen würde, der Name Rudolf Herzogs, der am 6. Dezember d. J. auf seiner Burg zu Rheindreibach das 50. Lebensjahr vollendet. Auf dieser gastfreien Burg, von deren Zinnen man weit hinausblickt ins rheinische Land, auf das Siebengebirge und Nollandsack, wurde Rudolf Herzog für das Werk bald gewonnen. In vaterländischer Begeisterung ging er sofort frisch an die Arbeit und erzählte aus übervollem Herzen, was gründliches Studium und treudeutsches Empfinden ihn von Preußens Werden und Wachsen gelehrt hatte. Der Verleger, unermüdetlich für